

GARAGE SHOW 2026

„Papa ist in der Garage“, sagt die Mutter, was bedeutet, dass man ihn in Ruhe lassen soll. Was macht Vati in diesem Beton-Raum, der so komisch süßlich riecht, eine komplexe Mischung aus Gummi, Schmutz und Staub? Es gibt keine Fenster, die einzige Lichtquelle ist eine Glühbirne, die am Kabel von der Decke baumelt, außer wenn er das schwere metallene Garagentor hochwuchtet und sich der Straße preisgibt. Er gleitet unter dem Auto herum, ölverschmiert, fluchend. Er stemmt Hanteln, seine Armvenen treten hervor. Er schaut sich das Baseballspiel auf seinem alten Fernseher an, legt die Beine hoch auf der Couch, aus der die Polsterung herausquillt. Er spielt Darts. Er überlegt, was in den nicht zugeklebten Kisten sein könnte. Er versucht, die Unordnung beim Elektrowerkzeug zu ignorieren. Er plant die nächste große Erfindung, die die Welt verändern wird – so wie Steve Jobs damals die Computer revolutioniert hat in seiner Garage in Kalifornien oder Harley und Davidson in ihrer das Motorrad. Er ist ein Träumer, die Möglichkeiten sind sein Medium und diese Garage ist seine Wirkstätte.

Als ein privater Raum, der gleich nebenan ist, aber getrennt von der gemütlichen Häuslichkeit des ordentlichen Wohnbereichs, ist die Garage historisch männlich codiert. Insbesondere in den ideologisch repressivsten Gesellschaften, wie etwa den US-amerikanischen Vorstädten Mitte des 20. Jahrhunderts, ist die Garage ein Rückzugsort vor den Erwartungen, die an das Auftreten des Mannes überall sonst gestellt werden. In *American Beauty* (1999) transformiert Lester Burnham, der eine Midlife-Crisis durchlebt, die durch die Untreue seiner Frau ausgelöst wird, seine Garage in das reinste Museum der Gegenkultur. Hier baut er sich Joints und spielt 70er-Jahre-Hits wie *All Right Now* (1970), ein Lied, das bezeichnenderweise von einer Band namens Free stammt. Im österreichischen Kontext wird in Michael Hanekes *Der siebente Kontinent* (1989) die Garage als ein Ort verhandelt, an dem ein Außenstehender einen Blick auf das Privatleben einer zerrütteten Familie erhaschen kann, bevor sich das automatische Tor leise senkt und die Leinwand schwarz wird.

Heute, im Jahr 2026, reden wir uns ein, dass die Kernfamilie weithin als Farce betrachtet wird und wir uns aus der Umklammerung der Geschlechternormen fast vollständig befreit haben. Wir würden keineswegs automatisch die Ehefrau in die Küche und den Ehemann in eine „Männerhöhle“ stellen. Und wie viele von uns besitzen überhaupt noch ein eigenes Haus? Aber es gibt einen der Garage innewohnenden Ethos, den wir bewahren können und sollten, nämlich die Unantastbarkeit eines Ortes, an dem es akzeptiert wird, nicht produktiv zu sein. Natürlich *behauptest* du, produktiv zu sein, wenn du dich rausschleichst, um dich auf dem Hometrainer abzu trampeln oder am Vergaser deines schrottigen VW-Käfers herumzubaheln. In Wirklichkeit geht es aber bei der Zeit, die du dort verbringst, nicht um den Output. Das Renovierungsprojekt wird nie abgeschlossen sein. Die Garage birgt das Privileg, an etwas zu arbeiten, das immerfort im Entstehen ist und das diesen Ort niemals verlassen wird. Das pure Vergnügen hält es dort fest, umfasst es.

Es gibt auch so einen Zugang zum Kunstmachen, ein gutes Beispiel dafür ist die Praxis des Kollektivs Garage Show, gegründet im Jahr 2023. Die drei Mitglieder arbeiten seitdem kontinuierlich daran, den Prozess vor das Ergebnis zu stellen; sie laden uns alle ein, mit ihnen ins Chaos einzutauchen.

Stefan Pfattner, Magdalena Stückler und Bartholomaeus Wächter haben sich bei den Salzburger Festspielen kennengelernt, wo sie als Garderobier*innen für Opernsänger*innen arbeiten. Zwei Monate im Jahr kümmern sie sich in 60- bis 70-Stunden-Wochen um die Kostüme im Garderobenschrank und helfen den Darsteller*innen beim An- und Ausziehen aufwendiger Anzüge und Roben. Doch auch am Rande der körperlichen und geistigen Erschöpfung, die damit einhergeht, wollen sie immer noch ihre eigene künstlerische Praxis fortführen. Dieser Drang ist nichts Außergewöhnliches, er ist etwas genuin Menschliches: der Wunsch, für manche das Verlangen, etwas zu erschaffen, das zwar kein Geld einbringt, dem wir uns aber trotzdem noch widmen um Mitternacht, wenn wir endlich von unserem Brotjob nach

Hause gekommen sind. Und dann ist da noch dieser Wunsch (es ist nie ein echtes Verlangen), das Erschaffene anderen Leuten zu zeigen. Mit Galerist*innen darüber zu plaudern liegt vielleicht außerhalb der Reichweite von Garage Show, aber die Gruppe braucht dafür ohnehin nicht mehr als eine freistehende Garage irgendwo am Stadtrand.

Letzten August nahmen sich die Mitglieder von Garage Show ein paar Abende frei, um unter dem Titel *CINEMA* zwei Filmvorführungen zu veranstalten. Die dafür ausgewählten Kurzfilme haben das ganze Spektrum von computergenerierten bis hin zu mit dem Handy aufgenommenen Werken abgedeckt, von Autobiografischem bis zu Surrealem. Die Filme waren aber nur ein Element von *CINEMA*. Essentiell war auch eine architektonische Neuerung, für die ein Flachbildfernseher auf Holz montiert und an einer Metallstange befestigt wurde. Wenn dieses Konstrukt gedreht wurde, kam auf der Rückseite das Setting einer Bar zum Vorschein, das einer modernistischen Vitrine ähnelte, mit vier schlichten Regalbrettern, auf denen Cocktailshaker, Literflaschen mit bernsteinfarbenen Mixgetränken und eine bunte Vielfalt an filigranen Gläsern platziert waren. Wichtig war auch der Geruch der Garage in der Pause, als die Gäste Amaretto Sours schlürften und Zigaretten herumgereicht wurden. Und auch das Geräusch, als wir die Stühle über den Boden schleiften, um uns unter dem Dach zusammenzudrängen, auf das ein heftiger spätsommerlicher Regenguss herniederging.

Der Kern eines Narrativs ist laut dem russischen Literaturtheoretiker Michail Bachtin der Chronotopos: der Punkt, wo Zeit und Raum aufeinandertreffen. Zusammen mit dem Möglichen als verbindendes Element sind Zeit und Raum auch die wichtigsten Ausdrucksmittel von Garage Show. Damit werden Werke geschaffen, die zwischen einer professionellen Darbietung und dem ungezwungenen Beisammensein flottieren. In diesem Jahr rekonstruiert Garage Show ihren Ausstellungsraum im faktischen und sinnbildlichen White Cube, in der fünfzigzwanzig, und wird so zu einem Parasiten, der sich in den Körper einer etablierten Institution eingegraben hat. Unterdessen ist die eigentliche, die originale Garage einmal pro Woche als schicke „Gallery Bar“ geöffnet – ein Hochglanz-Spielplatz für den*die erdachte*n Sammler*in-Millionär*in, wo Zeichnungen in der besagten reizvollen Vitrine zum Kauf angeboten und in maßgefertigten Barwägen der Künstlerin Lisa Sifkovits Speisekarten mit künstlerischen Texten präsentiert werden.

An beiden Orten verwirrt Garage Show die Besucher*innen, indem Vorstellungen von Zeit und Raum immer wieder auf den Kopf gestellt werden. Man muss sich da wie dort der Kunst über einen schmalen Durchgang nähern, dann einmal ums Eck gehen, um zu einem leuchtenden Bildschirm mit bewegten Bildern und einem freien Stuhl zu gelangen, wo man sich hinsetzen und die Arbeit anschauen kann. In der fünfzigzwanzig dienen Lampen von Igor Blomberg Tranæus als Lichtquelle. Sie weisen uns den Weg in einen Raum innerhalb des Raums, in dem in etwa ein Dutzend Couches stehen – jedenfalls mehr als nötig, und sie sind bequemer als die kalten Bänke, die man üblicherweise in Museen vor die obligatorischen berühmten Rothko-Gemälde wuchtet. Es muss an dieser Stelle betont werden, dass das eigentliche Werk im Dort-Sitzen besteht. Es läuft zwar ein Video, aber das ist dekontextualisiert. Es geht nicht um dessen Inhalt, es geht um unsere Präsenz.

Mit Igor Blomberg Tranæus, Nanna Kaiser und Patrick Winkler wurden für diese Schau drei Künstler*innen ausgewählt, die die Philosophie der „method made visible“ [die Sichtbarmachung der Vorgehensweise] verkörpern. In ihrer Praxis legen sie den Schwerpunkt auf die Dauer, die verkörperte Erfahrung und eine gewisse Findigkeit, die überlebenswichtig ist für zeitgenössische Künstler*innen, wenn sie nicht gerade der Habsburger-Dynastie entspringen. Die Lampen von Blomberg Tranæus verbinden eine industrielle Ästhetik mit Handwerkskunst; ihr Gewirr aus Drähten und Kabeln lässt an eine Filmkulisse denken – an das Chaos backstage, das notwendig ist, damit am anderen Ende etwas Stimmiges herauskommt. Seine Lampen verfügen über ein integriertes Soundsystem, das die Besucher*innen in eine Klanglandschaft hineingleiten lässt, noch bevor sie auf ein Bild stoßen – ähnlich

wie die Echos von Gelächter und Applaus, die den Neugierigen helfen, den Eingang zur echten Garage von der Straße aus zu finden.

Nanna Kaiser kennt sich bestens aus mit Garagen, ihr Vater arbeitet als Lkw-Mechaniker. Die Skulpturen in der Ausstellung sind jedoch nach einem Abguss des Sofas ihrer Großmutter gefertigt. Kaisers intime Anordnung von Sitzgelegenheiten – mal sind sie weich, schwammartig, mal metallisch und hart – könnte nachlässige Rezensent*innen dazu verleiten, ihr im Vorbeigehen einen Automobilfetisch zu attestieren. Man denkt vielleicht an David Cronenbergs *Crash* (1996) oder Julia Ducournaus Body-Horror-Film *Titane* (2021), in dem ein Cadillac eine Serienmörderin schwängert. Kaisers Interesse ist jedoch weniger erotischer denn elegischer Natur: Sie beschäftigt sich mit den Grenzen von Körper und Geist und erinnert uns daran, dass diese letztlich vergehen werden. Aus Kaisers Sofa heraus wird ein Film projiziert. Diese Ergänzung, der zarte Lichtstrahl, erinnert an eine ironische Videokunst, indem sie beispielsweise den Zustand ihrer Abwasch voller schmutzigem Geschirr festhält. „Kunst und Leben sind untrennbar miteinander verbunden“, sagt Kaiser, unter weiter: „Ich habe kein Geld, um ein Atelier zu mieten, also sage ich: ‚Ich brauche keins.‘ Ich arbeite mit den Dingen, die mich umgeben.“ Wer das Glück hat, eine Garage nutzen zu können, dem dient sie in der Regel vor allem als Lager. Es ist ein Ort, an dem wir all das Überschüssige unterbringen, von dem wir umzingelt sind: die Weihnachtsdekoration, die Campingausrüstung, zu klein gewordene Kleidung. An den Luxus, mehr Dinge zu besitzen, als wir verstauen können, haben wir uns mittlerweile gewöhnt. Macht uns das ganze Zeug glücklicher?

Oft liegt das potentielle Material für unser Schaffen direkt vor unserer Nase. Patrick Winklers Beitrag wirkt auf den ersten Blick so, als hätte das fünfzigzwanzig-Team nach dem Aufbau versehentlich was liegen gelassen. In einem Industrieregale stehen Metalleimer, zerdrückte Plastikflaschen und andere Behälter mit Beschriftungen auf Klebeband. Bei genauerem Hinsehen entdeckt man bekannte Namen: Kunsthalle Zürich, Neue Galerie Graz, Palais de Tokyo. In diesen Behältern hat Winkler Proben der weißen Farbe gesammelt, mit der die Galeriewände in mehr als 30 Einrichtungen in ganz Europa gestrichen wurden – er hat die Kurator*innen im Aufzug oder an Museumshintertüren bedrängt, um sie ihnen abzurufen. In Verbindung mit einem von Winkler entwickelten präzisen Katalogisierungssystem bringt das Werk die verborgene Arbeit ans Licht, die in die Präsentation von Kunst einfließt – Winkler hat zur Finanzierung seines Studiums an der Akademie der bildenden Künste als Kunsttransporteur für die Fotogalerie Wien gearbeitet. Er offenbart uns damit die unfreiwillige Komik des Versuchs, das Geschehen hinter den Kulissen dieser ach so geheiligten Räume von der Öffentlichkeit abzuschirmen.

So wie Winkler sein eigenes Archiv einbezogen hat, hat Garage Show auch als Kollektiv im Rahmen einer parasitären Intervention die Archive der fünfzigzwanzig durchforstet. Alte DVDs, ein im Grunde obsoletes Medium, wurden aus der Versenkung geholt und Videos zutage gefördert, die vielleicht weggeworfen worden wären, ohne jemals wieder abgespielt zu werden – gäbe es nicht Kurator*innen, die an das Unbedeutende, das Unsichtbare und das Unvollendete glauben.

Die Garage ist niemals leer, so wie sich auch das Unterbewusstsein nie lichten wird. Ganz zufällig entreißt ihm manchmal ein Objekt oder eine Situation eine Erinnerung und rückt sie in den Vordergrund. Der Hammer und die Nägel, die kaputten Skier, das Brennholz. Wenn Papa hinter dieser schweren Tür verschwindet, sich ein Bier aus seinem kleinen Kühlschrank holt und sich bis zum Abendessen zurückzieht, den Nagel in der Hand hin und her dreht, die Spitze in seine Haut drückt. In solchen Momenten tritt er ein in die Ruhmeshalle jener Künstler*innen, die ihre besten Werke abseits der Öffentlichkeit erschaffen. Garage Show erlaubt es uns, einen verstohlenen Blick auf diesen abgeschiedenen Ort zu werfen, der eigentlich nicht für unsere Augen bestimmt ist.

Text: Greta Rainbow

Übersetzung: Klaus Bock